

# Liechtensteiner Volksblatt

Ercheint jeden Mittwoch und Samstag.

Bezugspreis: Für das Inland jährlich 10 K., halbjährlich 5 K., vierteljährlich K. 2.50; für Österreich jährlich 13 K., halbjährlich K. 6.50; für die Schweiz jährlich 15 Fr., halbjährlich Fr. 6.50; für das übrige Ausland jährlich 15 K. — Bestellungen nehmen entgegen: Im Inlande die betreffenden Zeitungsboten, im Auslande die nächstgelegenen Postämter oder die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz die Buchdruckerei J. Kuhn in Buchs (Rheinthal).

Einrückungsgebühr im Anzeigenteil die sechspaltige Kleinzeile 12 h oder 12 Rp.; für Reklamen 20 h oder 20 Rp. Einrückungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz einzufenden.

## Bedingungen des Eidgenössischen Ernährungsamtes über die Belieferung des Fürstentums mit Lebensmitteln.

- Die Schweiz ist durch die Entente ermächtigt worden, bis auf weiteres dem Fürstentum Liechtenstein mit Lebensmitteln auszuweichen, unter der Bedingung, daß diese Waren im Lande Liechtenstein konsumiert werden. Der schweizer. Bundesrat hat hierzu die Zustimmung erklärt.
- Die Schweiz liefert bis auf weiteres:
  - Mehl entsprechend der schweiz. Mittelration. Reis
  - Fett auf Basis 350 Gr. per Monat (Butter und Fett darf keinesfalls zusammen 500 Gr. per Monat überschreiten.)
  - Anderer Waren nach Convenienz: (Schokolade, Zuckerrüben etc.)
 Diese Waren werden nach Schaan instradiert und dort abgenommen.
- Das Quantum wird auf Basis von 8400 Einwohnern berechnet, davon 2400 Selbstversorger. Die Schweiz behält sich die sofortige Revisionsaufnahme der Bevölkerungszahl und der Eigenproduktion vor. Keinesfalls dürfen die in Liechtenstein zur Verteilung kommenden Lebensmittel höhere Rationen ergeben als in der Schweiz oder ohne ausdrückliche Bewilligung aus dem Lande Liechtenstein exportiert werden.
- Die Schweiz wird den ganzen diese Lieferungen betreffenden Verkehr durch ihren Kommissär für die Verpflegung von Vorarlberg und Liechtenstein vermitteln, welcher gegenüber der fürstl. Regierung in jeder Beziehung als einzig kompetenter Vertreter der Schweiz funktioniert. Der schweizer. Kommissär ist dem Eidgen. Ernährungsamt unterstellt.
- Die Lieferungen erfolgen nach Möglichkeit dergestalt, daß das Fürstentum Liechtenstein stets für mindestens 8 Tage im Voraus mit den von der Schweiz zu liefernden Lebensmitteln versehen ist. Die Versorgung wird gegen Mitte Januar beginnen.
- Die Preise für die Lebensmittel berechnet die Schweiz auf Basis ihrer letzten Einheitspreise ohne Gewinn, ohne Verlust franko Schweizergrenze. Keinesfalls können billigere Preise als in der Schweiz selbst zur Anwendung kommen.
- Die Begahlung erfolgt bei konvenierender Qualität durch Waren (Holz, Heu etc.), welche zu den in der Schweiz geltenden Preisen franko Schweizergrenze übernommen werden, oder aber durch Geld, woraus der schweizerische Kommissär seiner Regierung Spezialabkommen vorlegen wird. Die Begahlung ist nach Präsentierung der Faktura fällig. Der schweizerische Kommissär wird zur Deckung der Verwaltungskosten 2 Prozent Kommission auf den Schweizer-Fakturen in Rechnung stellen. Was davon nicht verwendet werden muß, wird bei der Schlussabrechnung rückerstattet.
- Der schweizerische Bundesrat ist jederzeit und ohne Grundangabe berechtigt, die Lebensmittel-lieferung ganz einzustellen oder zu reduzieren.

Ersteres würde besonders erfolgen:

- falls im Fürstentum Liechtenstein Unruhen ausbrechen;
- wenn von den durch die Schweiz gelieferten Waren aus dem Fürstentum Liechtenstein weiter speidiert werden.

## „Ich bin ein Roter“.

(Fortsetzung.)

In Folgendem komme ich hauptsächlich auf Ausführungen größerer sozialdemokratischer Persönlichkeiten zu sprechen und zwar auf Ausführungen, die um bis drei Jahrzehnte zurückliegen. Sie haben aber trotzdem an Interesse nichts eingebüßt, im Gegenteil: die Ereignisse unserer Tage können unsere Angaben hierüber nur immer wieder bestätigen und erneuern. Wenn auch die Zahl der wirklichen Sozialdemokraten bei uns eine geringe ist und menschlicher Voraussicht nach nie groß werden kann, so haben wir doch Grund genug uns mit dieser Frage weiter zu befassen. Die Gefahr der Ansteckung ist groß, die in Aussicht gestellten Verheißungen begehrtestenswert; und die Folgen? Man sagt halt, schlechter kann es nicht werden. Ich glaube doch. In jedem menschlichen Leben ist ein Gewissen, dieses soll ein jeder von uns sprechen lassen, er soll es sprechen lassen allein, in vollster Ruhe. Manche glauben ihrem Gewissen nachhelfen zu müssen mit der entsprechenden Anzahl von Viertel und Pfunde. Der in diesem Falle erreichte Zustand wird dann allerdings alles gutheißen, was Sterbliches nur verlangen und wünschen kann. Wir aber wollen alles mit nüchternen Augen sehen und besprechen, wir wollen das größte Heilmittel der Sozialdemokratie kennen lernen, es heißt: Es gibt keinen Gott. Sie betrachten Gott als das größte Uebel in der Welt und darum erklären sie Gott den Krieg. So gesprochen am 5. Juni 1871 vom sozialdemokratischen Führer Schall in einer öffentlichen Versammlung in Stuttgart. „Die Verleumdung des Namens Gottes ist nötig, um der Sache der Garaus zu machen“, nach Liebknecht; oder: „Wenn Gott aus den Gehirnen der Menschen vertrieben ist, so fällt auch das Gottesgnadentum und wenn der Himmel im Jenseits als eine große Lüge erkannt ist, so suchen die Menschen sich den Himmel diesseits aufzurichten. Wer also das Christentum bekämpft, bekämpft dadurch zugleich Monarchie und Kapitalismus.“ In einem Büchlein der Sozialdemokraten steht: „Wenn die Religion in dem Glauben an höhere Götter und Geister besteht, dann ist die Demokratie ohne Religion. Die kultivierte menschliche Gesellschaft ist das höchste Wesen, woran wir glauben. Wir glauben, das ein höherer Geist als der menschliche nicht möglich ist.“ August Bebel sagte im deutschen Reichstage: „Ist einmal die Autorität „Gott“ untergraben, dann hört natürlich auch die weltliche Obrigkeit sehr bald auf, die Folge wird sein: auf politischem Gebiete der Republikanismus, auf ökonomischem der Sozialismus und auf religiösem der Unglaube.“ Nach Liebknecht: „Die Zukunft muß dem Atheismus, der Gottesleugnung gehören. Nur in ihm ist das Heil der Menschheit zu finden.“ Solche Dinge werden allerdings den Leuten anfangs, auch bei uns, nicht gesagt. Auf verschiedenen sozialistischen Parteitagungen wurde ausdrücklich betont und den Verberrern an das Herz gelegt, zu sagen, Religion sei Privatsache, womöglich überhaupt nicht von ihr zu sprechen. Auf diese Art werde es am möglichsten sein, die Bauern und andere Simpel

zu fangen. Besserstellung der verschiedenen Klassen soll der Wahlspruch sein; aber in Wirklichkeit steckt ganz anderes dahinter. Sie erklären offiziell die Religion als Privatsache, aber die Praxis lehrt, daß man ihr gegenüber eine feindliche Stelle einnimmt.

Das Glaubensbekenntnis solcher Persönlichkeiten heißt: Mit Gott sind wir fertig. Wie solche Leute es aber fertig bringen, dem geplagten Manne zu helfen, das Los der Menschheit zu bessern und die Welt selber in ein Paradies umzuwandeln ist mir unverständlich (und zeigt der jetzige Zustand in Rußland und Deutschland, D. N.). Die Gottesleugnung führt zu Diebstahl, Mord, Unzucht, Umsturz und Revolution. Gibt es keinen Gott, dann ist alles erlaubt. Darum geht aus dem Sozialismus naturnotwendig der Anarchismus, Bolschewismus hervor. Wo keine Furcht vor Gott, da ist auch keine Furcht vor Trug und Ungerechtigkeit. Einige gehen noch weiter. Sie erklären der gegenwärtigen Gesellschaft den Krieg und preisen offen die Revolution. Liebknecht schreibt: „Zwei Welten stehen jetzt schroff einander gegenüber, die Welt der Besitzenden und die Welt der Nichtbesitzenden, zwei Welten, die nicht nebeneinander bestehen können, von denen die eine der andern Platz machen muß. Wer wahrhaft Sozialist sein will, muß Kommunist sein (d. h. den Umsturz des Bestehenden, die Aufhebung des persönlichen Eigentums, unbedingte Gütergemeinschaft und Teilung des Arbeitsgewinnes anstreben, D. N.), das eine ist die zwingende Folge des andern.“ Zwischen Sozialisten und Bolschewisten bestehen nur spitzfindige Unterschiede. Die sich selbst auferechte Mäßigung ist zum Teil ein Gebot der Klugheit und auch der Schwäche. Die sozialistische Idee kann nicht innerhalb des heutigen Staates verwirklicht werden; sie muß ihn stürzen, um ins Leben treten zu können. Kein Friede mit dem heutigen Staat. Die Sozialdemokraten erklären, wir haben nichts gemein mit dem Bolschewismus. Der Bolschewismus ist aber der rechtmäßige Sohn des Sozialismus. Er zieht nur die Folgerungen aus den Lehren der sozialdemokratischen Führer, und diese Folgerungen heißen: Wenn es keinen Gott gibt, warum soll mir denn Leben und Eigentum des Mitmenschen heilig sein? Warum soll ich jene nicht wegräumen, die nach meiner Ansicht hindernd meinem Glücke im Wege stehen? Warum soll ich nicht nehmen, wo ich finde? Warum soll ich mir nicht, sei es auch mit Gewalt, das Erdenleben so schön als möglich gestalten? Ein anderes Leben gibts doch nicht, einen Gott gibt es nicht, einen Himmel auch nicht.

Wo der Gottesglaube vernichtet wird oder nicht existiert, da hört auch Recht und Gerechtigkeit auf. Diebstahl, Raub und Mord, Aufruhr und Empörung sind dann keine Verbrechen mehr. Gerechtigkeit ist aber die Grundlage der Völker und Staaten. Mit der Religion steht oder fällt jede sittliche und bürgerliche Ordnung. Die Sozialisten predigen Revolution, sie sind bereit dazu. Revolution aber ist Verderben auch für diejenigen, von denen sie ausgeht. Revolution machen ist Torheit unerfahrener Menschen, die von den Gefesenen der Geschichte keine Ahnung haben oder in irgend einem Sinne dazu ausgeüht werden. Der Völker Wohl beruht auf den ewigen, unabänderlichen Gesetzen des Rechtes. Die Sozialdemokraten sagen: Bildung macht frei. Es gibt aber keine wahre Bildung ohne Religion. Die ganz religionslosen sogenannten Gebildeten sind trotz aller Begabung und allem Wissen meistens

die selbstsüchtigsten Menschen, welche am meisten auf die untern Volksklassen drücken.

Die Sozialdemokraten sagen: Gute Gesetze ist die Hauptsache. Voltaire aber, der Patriarch des heutigen Unglaubens, sagt: „Rebet so viel ihr wollt über die beste Regierungsform, wenn ihr aber nur einen Marktsteden zu regieren habt, so muß er Religion haben.“

Napoleon I. fragt: „Was würde aus der Welt ohne Religion? Die Menschen würden sich gegenseitig erwürgen um des schönsten Weibes und der saftigsten Birne willen.“

Die Sozialdemokraten sagen: „Der Glaube an Gott steht im Widerspruche mit der Wissenschaft“. Ein Dichter und Schriftsteller, Claudius, sagt: „Die Größen der Wissenschaft stehen neben Altar und Kanzel, den Hut in der Hand. Was den Hut auf dem Kopfe und hochmütig die Nase rümpfend an Altar und Kanzel vorübergeht, das sind leichte Truppper.“

Die Sozialdemokraten sagen: „Eines hat sich aus dem andern entwickelt; also braucht es keinen Gott.“

Ein hochberühmter, aber ungläubiger Naturforscher sagt dazu: „Es ist klar, wenn ich einen Schöpfer nicht annehmen will, wenn ich nicht glauben will, daß es einen Schöpfer gebe, dann muß ich annehmen, behaupten, es habe sich das Tier aus dem Steine oder Schlamm und der Mensch aus dem Tiere entwickelt. Einen tatsächlichen Beweis dafür besitzen wir nicht. Kein Mensch hat je so etwas gesehen, und jeder, der behauptet hat, er habe es gesehen, ist widerlegt worden.“ Ja, es ist gegen alle Erfahrung und Vernunft, daß je Lebendiges aus Leblosem hervorgehe. Noch nie ist aus einem Kieselsteine ein Käfer oder ein Vogel entstanden. Es muß einer da sein, der die Lebendigen wie die leblosen Dinge gemacht hat, es muß einen Allmächtigen geben.

Die Sozialdemokraten mögen sich winden und drehen wie sie wollen, sie kommen an dem Glauben an Gott nicht vorbei. Die Vernunft, das Gewissen, es ruft: Es gibt einen Gott. Es gibt eine Gerechtigkeit!

## Initiative des Liechtensteiner Vereins St. Gallen.

(Bericht erstattet von Graf v. Matt, St. Gallen.)

Eine neue Zeit pocht an die Tore unseres lieben Heimatlandes, verlangt Einlaß in die Herzen aller, die guten Willens sind. Unser Willens mitzuhelfen an der gegenwärtigen Arbeit des modernen Ausbaues unserer Staatsverfassung, mitzuhelfen an dem Werke der Gleichberechtigung aller unserer Staatsbürger, abzulassen von allen veralteten Bestimmungen wider unsere neuzeitlichen Bestrebungen, kurzum zu kämpfen für die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unseres wackeren Völkchens am Rheine. Die Zeit mahnt uns zu ernster, tätiger und allumfassender Arbeit. Lernen wir die gegenwärtige Stunde kennen und begreifen, erfassen wir sie um unserer Arbeit ein Gedeihen zu sichern und sie nicht bedenklich zu gestalten. Wir stehen heute ohne Zweifel an einem jener Wendepunkte wo an Stelle von düsterem Schatten leicht grelles Licht entsendet werden kann, wo unserem Volke breite Wege offen stehen, seine Rechte und Geschicke für dauernde Zeiten selbst zu bestimmen.

Diese Stunde erkannten auch die Landsleute in der Fremde und suchen nun mit vollem Rechte wirk-

## Hinter Gotterbarm.

Von P. Maurus Carnot.

(Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers.)

Die kurze Nacht brachte es doch zuwege, daß nach dem lauten Rucktag fast alle Herzen im Tal und alle Wäglein in den Tannen zur Ruhe kamen. Am besten aber schlief Leopold Kleinlein, weil er sein Herz so ganz hatte ausleeren können und über alles und jedes im Tal seinen festen Spruch abgegeben hatte. Aber das war kein Hindernis, daß am nächsten Morgen wieder alles und jedes seinen gewohnten Weg ging, daß die Sonne anschlag und zuerst vor allen Fenstern die kleinen droben auf Hinter Gotterbarm vergoldete.

Doch Vital war der Sonne voraus im Aufstehen. Im Tau mäh' es sich so gut. So war's auch. Das seidene Graß und die Blumenpracht saßen vor der großen, glitzernden Senfe und den großen Rindesaugen dahin, als wäre das Sterben eine Freude. So meinte es wenigstens Vital. Wenn die Rucke und Ergebung, die gestern Abend das Herz eingeschläfert hatten, waren fort. Es war wie nach einer verlorenen Schlacht. Und doch nicht, denn er hatte nicht verloren, wofür

seinem Herzen, so sehr, daß er gar nicht daran denken durfte und daß er so eigentlich selbst nur sein eigenes Herz herumging und sich nicht getraute, einzutreten. Und wie er weitermühte, ohne Raß, mit wachsender Haß, da brachte er halt den einen Gedanken nicht von der faulenden Senfe weg: „Hab' mir gedacht, Rest werde das herrliche Futzer mit ihren stinken Händchen den drei Mädchen in die Krippe legen, auf daß sie Milch geben wie noch nie, und wir die Milch aus dem gleichen Krug uns auszuschenken droben im Stübchen, im warmen, wenn's draußen schneit und schneit — Und möchte die Sonne überschäumen im lieblichen Tale, daß es auf den Bergeshängen lag wie fließende Wellen: für Vital war's der trübste Tag in seinem Leben. Hätte er jauchzen können! Hätte er mit dem Mütterlein lustig klandern können! Soweit hinter Gotterbarm! Und war doch seine Seele schneeweiß wie der Bergstreifen zu dem er aufschaute; wenn er seine Waterunser betete.

„Mutter, wir müssen daran denken, einen Knecht einzustellen“, sagte Vital, als am Nachmittage das schönste Stück des Gutes, die Pleisa, endlich fertig gemacht war. „Es wird keinen andern Ausweg geben. Ich mag nicht mehr wie vordem, werde fleißig und vor dem Anlangen müß.“

„Sei, ob der arbeiten kann? Sägenseilen schon, aber. Und weißt, Vital, zu viel Varrn in dem kleinen Ding häßt' ich nicht gern.“ „Besser wäre freilich eine Magd.“ „Naß, selb' nicht. Erbrechen tu' ich's schon noch, bis du etwa eine rechte Frau findest. Weißt, muß nicht gleich Rest heißen.“ „Da herauf kommt keine gern.“

Da ruckete sich Mutter Agnes hoch auf: „Bin auch heraufgekommen und hat mich nie gereut. Und bin so gesund und schön gewesen wie andere und wie die Rest. Und hat noch keine Kunststraf' gefahrt. He, schau, dort kommt wieder ein Feldmesser! Ist's noch nicht ausgemessen?“

Welch' scharfes Auge die Frau Agnes' noch hatte! Weit drunten bewegte sich ein Schwärzchen mit einem blauen Fähhlein. Auch ein Buntess! Vital hielt die Hand über die Augen: „Das ist der junge Herr, den ich nicht leiden mag. Und —“ „Wer noch?“

„Halt Begleitung —“

„Brauchst' deretwegen nicht rot zu werden, Vital! Der Herr kann uns nicht schaden. Oder meinst' gar, er woll' mit der Straz' durch's Gut?“

„Unsiinn, die Straz' ist schon ausgekehrt. Dabei kleb's.“

„Meinst'? Der Naboth hat auch gemeint, man

„Wer? Häßt' er sich nur an den Obringenieur mit einer Beschwerde —“

„Bist nicht recht beim Verstand? Der König Nabab häßt' ihn Beschwerde gegeben, bis er genug hätte gehabt. O mei, die großen Herren —“

„Ja so, ihr meint den Naboth im Buch? Freilich, der hat den Weinberg und das Leben hergeben müssen.“ „Ist eben ein Weiß dazwischengekommen, die Fezabel. Wie überall.“

Vital war dunkelrot geworden: „Mutter, und wenn sie nicht feigen wie den Naboth, dann heißt sie nicht Fezabel, diesmal heißt sie Rest.“

„Mußt nicht gleich so auffahren! Mußt dem Feldmesser still und ps' kommen, sonst geht's gar nicht, geht ganz schief —“

„Habt recht, Mutter. Wäre fast zornig geworden für nichts und wieder nichts. Daß der fremde Herr mit Rest spazieren geht, kann mir wohl gleich sein —“

„Ja, dort kommen sie selbänder herauf, und der Leopold muß ihnen den Apparat vorantragen —“

„Selb' war' nicht schädlich, mit dem Fremden so schützunt. Ist halt, wie ich am Abend gesagt hab', die Rest hat ein Späglein im Kopf. Wird ihr schon fortfliegen, wenn sie einmal die Augen groß aufmacht und bitter herweint.“

„Meinst, das soll sie nicht müssen, das nicht!

Sam zu sein gegen alle Benachteiligungen in die man sie, gegenüber den Mitbürgern im Vaterlande, gestellt hat. Das staatliche Wahlrecht, eines der höchsten Rechte die ein Staatsbürger in einem modernen Staate haben kann, ist ihnen entzogen. Laut unserer bisherigen Verfassung sind aktiv und passiv nur liechtensteinische Bürger wahlberechtigt, die im Fürstentum wohnen. Nun zwingen die Verhältnisse einen großen Teil unserer Bevölkerung ihr Votum außerhalb des kleinen Vaterlandes zu verdienen. Die letzte Volkszählung in der Schweiz nennt uns z. B. nicht weniger als 1074 liechtensteinische Staatsangehörige. Dies nur einen Beweis der großen Zahl unserer Landsleute im Auslande. Sie alle verlieren durch den Entzug des Wahlrechtes wohlgegründeter Weise auch das Interesse des Heimatstaates. Der Liechtensteiner Verein hat sich daher veranlaßt gesehen im Interesse sämtlicher Liechtensteiner im Auslande an den hohen Landtag folgende Initiative zu richten:

„Der ergebenst gefertigte Verein der Liechtensteiner in St. Gallen und Umgebung sieht sich angeleitet der bevorstehenden Abstimmung über die Verfassungsänderungen in ihrem Heimatstaate veranlaßt, an den hohen Landtag mit dem höchsten Gesuche zu gelangen, es sei den im Auslande wohnenden Liechtensteinern, welche im vorgeschriebenen Alter und in bürgerlichen Ehren stehen, für die Zukunft das staatliche Stimmrecht zu gewähren.“

Die Ausführung dieses Stimmrechtes könnte nach unserer Meinung so geregelt werden, daß die in Frage kommenden Auslands-Liechtensteiner in der liechtensteinischen Presse jeweils von der bevorstehenden Abstimmung in Kenntnis gesetzt würden, damit sie zur bestimmten Zeit in ihrer Heimatgemeinde eintreffen und nach Abgabe eines bürgerlichen Ausweises von ihrem Stimmrecht Gebrauch machen könnten.

Zur Begründung unseres Gesuches erlauben wir uns folgendes anzuführen:

Eine im Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung stattliche Anzahl Liechtensteiner sind genötigt, ihr Votum im Auslande zu verdienen und deshalb dort nicht bloß periodisch sondern beständig Aufenthalt zu nehmen. Infolgedessen entgeht ihnen nicht nur der Genuß der Gemeindegüter, sondern auch — was von den meisten am schwersten empfunden wird — jegliche Möglichkeit zur Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte. Es ist nun gewiß nicht zu verkennen, daß durch diese Ausschließung das Interesse für den Heimatstaat bei einer großen Anzahl Staatsbürger abgeschwächt und mit der Zeit erlöset wird. Dies liegt aber gewiß nicht im Interesse des neuzeitlichen Staates, dessen Begehen nicht zum wenigsten durch die Teilnahme aller Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten gefördert wird.

Wir hoffen zuversichtlich, daß unser ergebenes Gesuch in Ansehung dieses Umstandes von Seiten unserer verehrten Landesväter wohlwollende Aufnahme und Unterstützung finden werde, umso mehr, als wir stets bestrebt sind, unsere Leute durch vaterländischen Lesestoff und passende Vorträge über alles was unseren Staat angeht, zu unterrichten und auf dem Laufenden zu halten.

Wir beehren uns noch, unserem hohen Landtag die Größe der liechtensteinischen Kolonie in St. Gallen und Umgebung zu übermitteln zc.“

Wir wollen hoffen, daß uns diese höchst gerechtfertigte Petition den gewünschten Erfolg davon tragen wird, der die Freude und die Anhänglichkeit der Liechtensteiner im Auslande an das Heimatland voll und ganz erwecken soll.

(Wir stellen es hiemit unseren Lesern anheim, sich in ruhiger, sachlicher Weise über diesen Antrag unserer Landesväter im Auslande in unserem Blatte auszupprechen. Die Schrift.)

### Die Macht der Presse.

(Eingelant.)

Man spricht heutzutage von einem papierernen Zeitalter; dies hat gewiß seine Berechtigung. Die Macht der Presse ist ja in unserer Zeit überaus groß. Schon Napoleon hat die Bedeutung und den Einfluß der Presse auf die Volksmassen erkannt. Er nannte sie die sechste Großmacht und sagte: „Hier feindliche Zeitungen können mir mehr schaden als 100,000 feindliche Soldaten.“ Der Jude Cremieux aber sagte vor ungefähr vierzig Jahren zu seinen Religionsgenossen: „Alles hängt von der Befehung durch die Presse ab. Suchen wir, uns dieser zu bemächtigen, dann werden wir bald alles in den Händen haben.“

Noch größer als vor 100 oder auch 40 Jahren ist aber die Macht der Presse in unseren Tagen.

„Wir wollen abwarten. Ich geh' und rüße dir was zum Bepnern. Wirst Hunger haben und müd sein.“

Es war dem Vital recht, daß er allein war. Er konnte alles überlegen, ruhig alles übersehen von seinem grünen Reich aus. Weht die Strafe wirklich durch das Gut, dann ist's verloren. Bui, ein Bauerntug, ein altes, heiliges, in eine Schenke umzuwandeln für etliche Fremde, die da herankommen! Neht hat's gemeint. Und kommt sie deshalb mit dem Straßennesser? Hat sie nicht noch am End' im Herzen? Oder kommt sie nur, um mich zu peinigen und mich auszuspien? Um Rache zu nehmen? — So, jetzt stehen sie alle drei am Baum meines, meines Gutes. — Ah, die Drei wollen nicht herein. — Das ist ja ein Apparat zum Photographieren! Soll ich nun aufstellen, meinestwegen! Vital legte sich ins Gras, den Rücken dem Apparat zugekehrt. Rindisch kam es ihm vor, so zu liegen, statt den beiden entgegenzugehen und ihnen seht in die Augen zu schauen. Oder hat das weiche Gras es zustande gebracht, daß ihm selbst die Augen nach geworden sind? Daß er dann die Augen schließt und schlummern will wie bei der allergrößten Müdigkeit seines Lebens?

Bulange schlummern hätte er so wie so nicht können. Denn mit so gewaltigen Schritten, daß

Warum hat man die großen Tagesblätter in Veranschaulichungen für die Kriegspartei „durch Schmierer“ für sich zu gewinnen gesucht? Warum wurden gerade jetzt in diesen Tagen eine große Anzahl bürgerlicher Berliner Zeitungen von bewaffneten Spartausküsten gewaltam besetzt? Diese Leute wissen genau, haben sie diese unterdrückt, so haben sie doppelt leichtes Spiel, zu ihrem Ziel zu kommen. — In unseren Tagen liebt eben alles, Groß und Klein, Jung und Alt und jeder schwört auf seine Zeitung. „Ich hab's ja gelesen, in der Zeitung ist es gestanden schwarz auf weiß; also muß es doch wahr sein!“ Der Zeitung also glaubt man, gleichviel, um was es sich handelt, um Gutes oder Schlimmes. Mag das, was man liest, ein noch so großer Unfimm sein, mag es noch so deutlich den Stempel der Erfindung oder der Verleumdung auf der Stirne tragen, es wird geglaubt, weil es gedruckt ist. Was ein Jude oder ein abgefallener Katholik oder ein Sozialist schreibt, der seine Feder nicht in Rinte, sondern in Gift und Galle taucht, dem glaubt man mehr als dem lieben Gott, der Kirche und dem Priester. Es scheint Leute zu geben, die gar nicht anders denken können, als ihre Zeitung denkt. Denkt diese glaubens- und kirchenfeindlich, so denken auch sie so. Läßt diese Schimpf- und Schmähartikel über Kirche und Geistliche von Stapel, so denken und reden und schimpfen auch ihre Leser so. Das ist der Grund, warum so viele schlechte Zeitungen, in denen der christliche Glaube offen oder versteckt angegriffen, die Lehren und Einrichtungen der Kirche stets nur als Erfindungen der Geistlichen hingestellt und Priester- und Ordensstand fort und fort lächerlich gemacht und herabwürdigend werden, so viel Schaden anrichten. Darum weg mit solchen Zeitungen. Dafür abonniert und unterstützt die gute Presse, eine Presse, die einsteht für Glaube und Religion, für Recht und Gerechtigkeit, für Fortschritt, für Ruhe und Ordnung.

**Neue Banknoten.** Von der österr.-ungar. Bank wurden am 19. Dezember 1918 neue Banknoten zu 10,000 Kronen mit dem Datum vom 2. Novbr. 1918 ausgegeben.

**Noch einmal „Dichtung und Wahrheit“.** (Eingel.) Zu den Ausführungen in der letzten Nummer der „D. N.“ haben wir nur zu bemerken, daß dieselben kein Jota von unseren Behauptungen in diesem Blatte widerlegen können. Was man in der Regierungskanzlei „wohl weiß“, hat zu unserem Artikel gar nichts zu sagen. Wohl wollen wir hoffen, daß man auch dort das weiß, was in der Lebensversorgung geschah; uns selber ist das ganz gleichgültig, nachdem wir unsere Informationen von anderer Seite erhielten.

**Liechtensteiner Verein Zürich und Umgebung.** (Eingel.) Am 5. Januar d. J. hielt Hr. Regierungsrat Dr. W. Wed im Saale Restaurant zur „Sonne“ in Zürich einen Vortrag über die Nahrungsmittel-Verhältnisse und die letzten Vorgänge in Liechtenstein, wofür wir Hr. Dr. Wed nochmals unseren besten Dank aussprechen. Mit größter Stille und Interesse lauschten die Zuhörer den Ausführungen seiner ansehnlichstündigen Rede. — Von den dabei anwesenden 23 Liechtensteinern wurde alsdann beschlossen, einen Liechtensteiner-Verein zu gründen zum Zwecke gemeinnütziger Vespresungen und freundschaftlichen Zusammenkünften. Zum Präsidenten des Vereins wurde gewählt Hr. W. Hilty-Kneub, Bodmerstraße 7, Zürich-Enge.

Herr Hilty hat sich bereits vorangehend an dem Zustandekommen dieses Vereins Verdienste gemacht und hat er die Liechtensteiner, deren Adressen er sich erwerben konnte, zu der statgefundenen Versammlung eingeladen. Wie wir nun erfahren, sollen sich noch mehr unserer Landsleute in Zürich und Umgebung aufhalten und laden wir sie hiemit höflich ein, sich dem Vereine anzuschließen. Als Vereinslokal wurde vorübergehend bestimmt das Restaurant unseres Landmannes Hr. Franz Nigg, zur „Sonne“, Unterstraf, wo den Mitgliedern unsere beiden Landeszeitungen zur Bedienung vorliegen. Zu Verammlungen sollen die Mitglieder per Karte eingeladen werden.

**Töblicher Unglücksfall.** Donnerstag den 9. Jan. 1919 ist das 5jährige Töchterchen des Köchlewirtes Johann Hoop in Ruggell so unglücklich über die Steige in den Keller gefallen, daß es tags darauf starb.

**Triefen.** (Eingel.) Wo mag wohl unser neues Krankenhaus erbaut werden? So hört man zuweilen fragen. Wie verlautet, soll es in einer von den drei zentral gelegenen Gemeinden Babuz, Triefen oder Schaan erstellt werden. Aber in welcher und

wo ist der günstigste Platz dazu? Darüber zu disputieren wird wohl jedem erlaubt sein. Wo immer während den letzten Dezennium in der Schweiz oder anderswo ein Spital errichtet wurde, wählte man mit Vorliebe einen freien Platz außerhalb der Stadt oder des Dorfes. Als erste und notwendigste Bedingung mag bei einer derartig wichtigen Platzfrage in Betracht kommen: möglichst sonnige, ruhige und staubfreie Lage mit gutem Quellwasser. Somit würde sich nach unserer Ansicht die Wiese „Meierhof“ zuunterst an Triefen gegen Babuz hin für den Bauplatz eines Krankenhauses ganz vortrefflich eignen. Das wäre auch ein idyllischer Platz, auf kleiner Anhöhe gelegen, frei von allen Seiten, umflutet von Sonne, Luft und Licht, weit hin sichtbar als Nubiläums-Denkmal unseres hochherzigen Fürsten.

**Triefen.** (Eingel.) Dem sichern Vernehmen nach wird in nächster Zeit eine modern eingerichtete Maschine zum Mahlen in Betrieb kommen. Recht so. Fortschritt ist auch auf diesem Gebiete zu begrüßen und bringt Leben ins Städtchen.

**Ruggell.** (Eingel.) Die Einsendung aus Ruggell in vorletzter Nummer des „Liechtenst. Volksbl.“ betreffend ein Mitglied der dortigen Notstandskommission beruht auf Unwahrheit. Der Einsender ist zweifellos falsch informiert worden.

**Gefährliche Verhaftung.** (Eingel.) Donnerstag abend (10. Jänner) wollte der fürstl. Landweibel Wasser in der Gemeinde Maurer den wegen mehreren Diebstählen verfolgten Südtiroler Lazzari verhaften. Dabei suchte Lazzari sich der Verhaftung dadurch zu entziehen, daß er zweimal mit einer Pistole auf den Landweibel losdrückte. Glücklicherweise verlagte die Patronen des Verbrechers. Ein vom Landweibel auf Lazzari in der Notwehr abgeschossener Schuß ging ebenfalls fehl. Lazzari flüchtete hierauf in das Stallgebäude des Johann Marzer bei Haus Nr. 9, welches die ganze folgende Nacht bewacht wurde. Am Morgen des Freitags drangen 2 derzeit in Maurer auf Urlaub befindliche österr. Militäristen in die Scheune ein, um Lazzari aus seinem Versteck herauszuholen. Hierbei drohte der Verbrecher neuerdings mit seiner Schusswaffe, aber auch diesmal verlagte dieselbe. Zu der Gegenwehr wurde Lazzari mit einem Revolverbeschuß an der rechten Wange erheblich verletzt, doch besteht für das Leben des Mannes keinerlei Gefahr. Lazzari wurde nunmehr verhaftet und, da er in Oesterreich gesucht wird, dort hin ausgeliefert.

Bei diesem Vorfall sind wir aufmerksam gemacht worden, daß unser Land seine Polizisten nicht gegen Unfälle versichert hat. Wir möchten es daher nicht unterlassen, die Unfallversicherung unserer Polizeileute dem jetzt noch tagenden Landtage wärmstens zu empfehlen. Der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, daß derlei Vorfälle in Zukunft sich wiederholen können. Im oben geschilderten Vorgange ist es nur dem Umfange, daß die Waffe Lazzaris verlagte, zuzuschreiben, daß Landweibel Wasser mit dem Leben davon kam. Im andern Falle hätte das Land die sittliche Pflicht gehabt, für die Frau und Kinder zu sorgen. Mit ein paar Kronen kann das Land hier einer Ausgabe von vielen Tausenden vorbeugen und die Polizisten haben dann die Gewißheit, daß sie bei Ausübung ihres schweren Berufes versichert sind.

### Kleine Mitteilungen.

**Beachtliches vom Reindelta.**

Hierüber wird dem „St. Galler Tagbl.“ geschrieben: Die Gemeinden Hächli, Fufach und Gaisau, die jetzt fast einstimmig den Anschluss an den Kanton St. Gallen verlangen, sind alt-gallisches Land. Der Anschluss wäre zumteil bloß die Wiederherstellung eines politischen Zusammenhanges, wie er bis 1798 faktisch und rechtlich bestanden hat. Schon die ersten Urkunden, die von diesen Ansehlungen handeln (808 Hohlstadt, 1333 Gaisau, besser 1351 Gaisau, 1376 Fufach) berichten uns teils von Schenkungen an Grund und Boden, die dortige Grundbesitzer dem Kloster St. Gallen machten, teils von seit langer Zeit feststehendem Klosterbesitz in dieser Gegend. Nach und nach bildete sich da eine geschlossene Grundbesitzerfamilie des Klosters St. Gallen aus, die mit dem Namen Hof Hächli bezeichnet wurde. Dieser „Hof“ umfaßte auf der rechten Rheinseite die Dörfer Fufach und St. Johannshöchi (samt Brugg) und auf der linken Rheinseite St. Margrethenhöchi. Das Dorf Gaisau, ebenfalls alt-gallisch, scheint unter besonderer Verwaltung

gestanden zu haben. Die Bewohner der vier Gemeinden standen unter der niederen Gerichtsbarkeit des Klosters; sie waren Klosterhörige und dem Abte gegenüber zu all den mannigfachen Leistungen, Diensten, Zinsen und Abgaben in Geld und Naturalien verpflichtet, die ein Grundherr von seinen Leibeigenen verlangen konnte. In der Spitze des Hofes stand „der Keller zu Hächli“, den der Abt aus einem Dreierortschlag der Gemeinden Fufach und Hächli auswählte. Dem Abte gehörte auch der Kirchhof zu St. Johannshöchi (später Kirchweg, „Hächli“ genannt), zu St. Margrethenhöchi (später einfach St. Margrethen heißen), zu Fufach und seit 1791 auch zu Gaisau, als diese Ortschaft durch Abt Beda einen eigenen Pfarrvikar erhielt.

Der Abt war im Hofe Hächli und zu Gaisau der Grundherr, aber nicht der oberste Landesherr; denn die hohe Gerichtsbarkeit (Blutgericht usw.) und zumteil auch das Mannschafrecht standen da ursprünglich dem Königl. Grafen des Rheingaus, hierauf — nach dem Zerfall dieses Gaus in viele kleine Herrschaftsgebiete — den Grafen von Montfort zu ung gingen 1390 an die Herzoge von Oesterreich als neuen Herren der Grafschaft Felfirch über. Ein Unmann zu Fufach, dem bisweilen ein Burggraf auf der Feste Fufach zur Seite stand, wahrte im Hofe Hächli die Gerechtsame des Landesherren. Das 15. Jahrhundert brachte da etwelche Veränderungen: der von den Appenzellern gegründete „Bund ob dem See“ (1405—08), dem auch Fufach und Hächli beitraten, ließ zwar eine Episode, ebenso die Herrschaft des letzten Grafen von Toggenburg über Felfirch und Hächli (1417 bis 1436); aber von der nun wieder einsetzenden österreichischen Herrschaft trennte sich St. Margrethen, das 1460 bis 1490 den Appenzellern und von da an den Eidgenossen als Herren des Rheintales untertänig wurde und sich jetzt offenbar auch vom alten Hohenland löst, so daß der Hof Hächli von da bloß noch Fufach und Hächli umfaßt. Damit waren aber stabile Verhältnisse eingetreten, die bis Ende des 18. Jahrhunderts bestehen blieben. Die stürmischen Zeiten der Reformation änderten daran nichts — Fufach und Hächli blieben wie Montlingen-Oberriet beim alten Glauben und verweigerten der ephemereren reformierten Regierung in St. Gallen (1530—1531 den Gehorsam; in den nachfolgenden Zeiten politischer Stagnation konnten gelegentlich Unstände zwischen der österreichischen Regierung (Oberamt Felfirch) und dem Abt jenseits in Mitten beigelegt werden; erst der Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft und damit auch der äbtlichen Herrschaft in den st. gallischen Landen 1798 schufen die Grundlagen für die neuen politischen Verhältnisse, die bis heute zu Recht bestehen.

Die Verhaftung Madensens.

Paris. Der „Reit Parisien“ veröffentlicht Einzelheiten über die näheren Umstände der Verhaftung Madensens. Der internerie Marschall hatte sein Ehrenwort gegeben, daß er nicht entfliehen werde. Am 31. Dez. wurde jedoch bekannt, daß er seine Flucht vorbereite und sein Gepäck schon am 30. Dez. fortgeschickt worden war. Nach dem Bericht der ungarische Regierung erfolglos ersucht hatte, für die Internierung Madensens Garantien zu geben, entschloß er sich, auf eigene Hand vorzugehen.

Am 3. Uhr früh trafen marokkanische Spahis ein und um 8 Uhr wurde das Schloss Fort militärisch abgesperrt. Madensens geriet in heftigen Zorn und wollte zunächst den Obersten Biz nicht empfangen. Angehts der entschlossenen Haltung des Obersten gab er schließlich Befehl, jenen vorzulassen. Biz erklärte, er habe Befehlung, die Unwesenheit des Generalmarschalls zu konstatieren. Nachdem er seinen Auftrag erfüllt habe, gehe er sich wieder zurück. Madensens protestierte gegen die Verhaftung und fragte: „Werden Sie verhandeln, daß ich mich durch die Tür entferne?“ Der Oberst erwiderte, er habe Auftrag, ihn zu überwachen. Die Wachtposten hätten bestimmte Befehlungen erhalten.

Im Verlaufe des Tages schickte Madensens einen heftigen Protest an die ungarische Regierung ab, die ihrerseits bei den Alliierten Verwahrung einlegte. Die Alliierten legten dar, Madensens habe keine einzige der Übergabebestimmungen eingehalten. Nach einigem Zögern gab die ungarische Regierung ihre Einwilligung zu der Verbringung des Marschalls nach Menaj-Zwibels unter serbisch-französischer Bedeckung. Um 7 Uhr abends machte Oberst Biz dem Marschall von

„Er soll mir kommen. Ich habe noch eine Faust.“

„Die Faust, freilich, aber Gehirn zwischen den Ohren hast kein bißes. Da hab' ich's gekheit gemacht.“

„Du? Sawoff!“

„Ja, ich. Zum Albertini bin ich hin und hab' vernünftig mit ihm partiert, aber auch auf den Tisch geklopft. Weicht von den andern darff' nichts erwarten in der Gemeinde, halb W3 und halb dummr.“

„Das ist nicht wahr! Von mir kannst das sagen, aber nicht von der ganzen Gemeinde, das ist erlogen!“

„Ich geh' auch zu ihnen, Gsel! Jetzt denk aber an dein Geschäft. Also der Gimpel dort, der W3der, ist zum Ausmessen gekommen.“

„Und du mit ihm, schäm dich!“

„Mit dir ist nichts anzufangen, du tußt wie ein Kalb, wenn man's zum erstenmal an die Luft führt. Hast einmal dem Maul! Freilich bin ich mit und ich weiß warum. Um dir zu helfen.“

„Dann ist's doch verloren schon.“

Leupold Kleinlein rekte sich in die Höhe, und das Männlein konnte über einen furchtbar strafen den Blick verfügen: „Erstens, dir zu sagen, wie du reden mußt; zweitens hab' ich den Albertini selbst befehlet. Über davon weiß der vertriebene Gimpel dort unten nichts. Ich mein', es muß

der Oberstod jetzt links, jetzt rechts nachwackte, kam Deupold Kleinlein den Pfad herauf, mit eingestülpten Hemdärmeln, vor sich etwas Himmelmelnd. Das Murren wurde aber verständlich, als er dem Vital näher kam: „Hast gektern zu viel bekommen? Hahaha, oder gar zu wenig? Guten Abend!“

Vital setzte sich und schwieg. „Jetzt wird dein elendes Hinter Gatterbarn abgemessen und aufgereit. Wirst froh sein, he? Verdient hast es, bist alleweil ein Tolpatzsch geworden. Und jetzt noch ein verliebter Mensch! Reht Hast's?“

„Hat man dich Hergeschickt, mir das zu sagen?“

„Das kann jeder Schafkopf sehen, ohne daß man ihm einen Baten schickt.“

„So groß brauchst du mir nicht zu kontnen, weicht! Auf meinem Boden lasse ich mir nicht alles gefallen.“

„Ich bin sonst nie groß. Aber wenn's du's haben willst.“

„Schäm dich, daß du dem Fremden für so etwas den Apparat nachträgst!“

„Das laß' ich mir nicht gefallen.“ — und Deupold wackte in die Hände — „ich habe den Parat vorausgetragen, nicht Hintennach. Hab' auch nicht gektert, was die beiden miteinander geplaudert haben. Weicht, meine Unschuld ist mir lieber. He, dennmer Reht, schau doch nicht so biß drein!“

„Mach, daß du fortkommst! Für immer! Bin froh, daß du dich der Mutter gesagst, ich hatt's gern, wenn ich dich als Knecht haben könnt.“

Hättest's gut gehabt bei uns hier oben. Bin froh, daß es nun so ist.“ Vital stand auf und sehtre ihm den Rücken.

„Meinetwegen tu nur froh, Vital, ich lauf nicht um dich herum, wie du um die Reht.“

„Das hatte genügt, um Vital umzubringen.“

„So, die Reht aus meinem Mund dreht mir wieder ein Gesicht zu. Ist auch besser. Weicht, ich habe dir Wichtiges. Dem so blidumir wie du bin ich nicht, auch dreißig älter als du, Müch-halb! Weicht, falsch und schön tun kann ich nicht.“

Dir ist's nicht in den Sinn gekommen, mit dem Oberinspektör einmal vernünftig zu reden. Mir wohl. Dort der W3der, weiß nicht, ob er schon Bräutigam ist, frag ihn.“

„Halt's Maul und laß mich in Ruhe!“

„Sobald ich dir den ganzen Schmarren gesagt habe. Der will die Reht wohl nicht im Ernst. Aber weicht, den zeigt der Reht halt läß Papiäth nicht und führt sie am Näschen. Meinetwegen! Jetzt will er dich zu Tode ärgern. Gestern abend hat er's schon gesagt, das miserable Hinter Gatterbarn müßte von der Straße durchschnitten werden, daß man droben nicht mehr wohnen könne, es sei menschenunwürdig, grad das schöne Wort hat er erbraucht.“